

Ursula Boos-Nünning
Margit Stein (Hrsg.)

Familie

als Ort von Erziehung,
Bildung und Sozialisation

WAXMANN

The background of the cover features several overlapping silhouettes of people in various poses, rendered in a lighter shade of teal against the darker teal background. The silhouettes are positioned in the lower half of the cover, behind the publisher's name.

Familie als Ort von Erziehung,
Bildung und Sozialisation

Ursula Boos-Nünning
Margit Stein (Hrsg.)

Familie als Ort von Erziehung, Bildung und Sozialisation



Waxmann 2013
Münster / New York / München / Berlin

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8309-2783-9

© Waxmann Verlag GmbH, 2013
Postfach 8603, 48046 Münster

www.waxmann.com
info@waxmann.com

Umschlaggestaltung: Anne Breitenbach, Tübingen
Satz: Stoddart Satz- und Layoutservice, Münster
Druck: Těšinská tiskárna, a.s., Český Těšín

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier,
säurefrei gemäß ISO 9706

"

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.
Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhalt

Ursula Boos-Nünning und Margit Stein

Einleitung

Familie als Ort von Erziehung, Bildung und Sozialisation..... 7

Margit Stein

Familie und Familienentwicklung in Zahlen.

Ein Überblick über aktuelle Studien und Statistiken 17

Sabine Plonz

Historische Entwicklung des Familienbegriffs und des
Diskurses über Familie.

Evangelische Familiensemantik im Kontext des Wohlfahrtsstaats
vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart 59

Irina Sagel und Jörg Althammer

Einstellung Heranwachsender zu Ehe und Familie.

Die Einstellung junger Katholikinnen und Katholiken zu tradierten
Familienleitbildern 95

Olaf Behrend

Familie, Rationalisierungsdynamik und Autonomisierung
der Lebensführung.

Was leisten Familien, womit sind Familien konfrontiert und wie
ist die aktuelle Familienpolitik diesbezüglich zu bewerten? 123

Barbara Emser

Diversity-Management als Strategie für Familien im Hochschulkontext.

Zur Unterstützungssituation von Familien in den Hochschulen..... 147

Margit Stein

Familie als Ort der Werteentwicklung.

Strukturelle, soziokulturelle und erzieherische Bedingungen 175

<i>Ursula Boos-Nünning</i>	
Aufstieg durch Bildung? Bildungsansprüche und deren Realisierung Migrationsfamilien und einheimische Familien im Vergleich.....	217
<i>Canan Korucu-Rieger</i>	
Bildungsverläufe von drei Generationen türkisch-muslimischer Frauen unter besonderer Berücksichtigung der intergenerationalen Transmissionsprozesse.....	247
<i>Norbert Frieters-Reermann</i>	
Generationenbeziehungen und Generationenlernen. Orientierungen und Dynamiken im Kontext intergenerationeller Dialog- und Lernprozesse.....	273
<i>Klaus Otte</i>	
Grenzen empirischer Forschung im Familienbereich. Was ist der Wert der so genannten empirischen Werte in der aktuellen Diskussion über ‚Familie‘?	307
Autorinnen und Autoren	311

Einleitung

Familie als Ort von Erziehung, Bildung und Sozialisation

Prozesse von Globalisierung und (Post-)Modernisierung tangieren nicht nur den Bereich des Beruflichen, sondern wirken auch hinein in den Bereich des privaten Lebens und der Familie. Einfluss hat darüber hinaus die zunehmende Mobilität sowohl innerhalb der staatlichen Grenzen als auch grenzüberschreitend der Wandel in den Werten und Orientierungen, der mit dem Begriff Individualisierung beschrieben wird. Eine zunehmende Differenzierung und Heterogenität in allen Bereichen des gesellschaftlichen, privaten und familiären Lebens ist die Folge. Die oben genannten Prozesse wirken sich in mehreren Hinsichten auch auf Familien als Grundeinheit der Gesellschaft aus. Sie berühren das Verständnis von Familie, die Strukturen von Familien, die Rollenverteilung innerhalb der Familien und prägen die Aufgaben und Funktionen, die Familien in der Gesellschaft übernehmen (sollen).

Auch wenn Familie immer noch häufig dem Alltagsverständnis nach und in den Medien als die bürgerliche Normalfamilie bestehend aus „Vater, Mutter, Kind“ gefasst wird, hat der Prozess der Globalisierung und (Post)modernisierung zu einer Veränderung des traditionellen *Verständnisses der Familie* und ihrer Werte und Aufgaben geführt. Deshalb wird heute definitorisch immer dann von Familie gesprochen, wenn mindestens zwei Personen aus mindestens zwei Generationen in einem gemeinsamen Haushalt zusammenleben. Die traditionellen Definitionsansätze porträtierten jedoch immer schon eher ein gesellschaftlich erwünschtes Leitbild vom familiären Zusammenleben als die tatsächliche Realität familiärer Beziehungsmuster, die zu allen Zeiten stark von der traditionellen Familienfassung abwichen. Die heutigen Definitionen berücksichtigen auch solche Familienmuster, die nicht der klassischen Definition entsprechen, wie *Familienstrukturen* mit einem alleinerziehenden Elternteil oder die sogenannten Patchwork- oder Nachfolgefamilien, bestehend aus Partnern mit jeweils eigenen und gemeinsamen Kindern. Dabei haben sich nicht in allen Segmenten die Familienstrukturen in gleicher Weise ausdifferenziert. Ein erheblicher Teil der Migrationsfamilien lebt in traditionellen familiären Mustern. Allerdings nehmen auch hier die Zahlen alleinerziehender Haushalte in neuester Zeit deutlich zu.

Aber nicht nur die Strukturen, auch die *Funktions- und Aufgabenverteilungen* zwischen den Partnern und zwischen Eltern und Kindern wandeln sich in Familien. Das klassische Modell des Alleinverdienerhaushalts und ei-

ner klassischen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung zwischen Arbeit und Familie wird brüchig. Zunehmend erwirtschaften beide Partner das Familieneinkommen, wobei die Frau – zumindest in Deutschland – häufig eine Teilzeitbeschäftigung aufnimmt und die Haus- und Familienarbeit zumeist von ihr getragen wird. Dieses gilt in nicht wenigen Fällen auch, wenn sie vollzeitberufstätig ist oder berufliche Karriere macht.

Diese hier nur knapp skizzierten Entwicklungen werden oft pessimistisch als das Ende der Familie gedeutet, da davon ausgegangen wird, dass die Familie ihren wichtigen Aufgaben der Erziehung, Bildung und Sozialisation der nachwachsenden Generation nur mehr ungenügend nachkommen kann. Häufig ist von einem Scheitern oder dem Aus des Modells Familie die Rede. Auch wenn dies übertrieben erscheint, ist unbestreitbar, dass Familien in ihren vielfältigen Aufgaben angesichts der gewaltigen gesellschaftlichen Aufgaben, denen sie sich gegenüber sehen, unterstützt werden müssen, um Lücken in der Versorgung und Sozialisation der nachwachsenden Generation zu vermeiden. Viele staatliche und private Institutionen versuchen, Familien in ihrer Aufgabenerfüllung zu helfen.

Diese *vielfältigen Herausforderungen*, denen sich die Familie heute stellen muss, wurden auf der Konferenz „Die Familie in Deutschland – Familie, Werte und Probleme im Wandel?“ von Akteurinnen und Akteuren aus Wissenschaft und Politik gemeinsam diskutiert. Die Konferenz wurde vom Forum für interkulturellen Dialog e.V. (FID e.V. – Frankfurt a. M.), dem Rumi-Forum am Rhein e.V. (Düsseldorf), der Initiative Niederrheinischer Akademiker e. V. (INA e. V.), dem Interkulturellen Dialogzentrum e.V. (IDIZ e.V. – Dortmund) und dem Interkulturellen Dialog e. V. (IKULT e.V. – Köln) gemeinsam veranstaltet.

Alle Vereine haben es sich zur wichtigen Aufgabe gemacht, aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen aufzugreifen und vor dem Hintergrund der Migrationsdebatte vertieft und fundiert zu beleuchten. Eine kurze Selbstbeschreibung der Vereine ist am Ende der Einleitung zu dieser Publikation beigefügt.

Die Anzahl an *Menschen mit Migrationshintergrund* steigt in Deutschland kontinuierlich an. Gegenwärtig haben etwa 19 % aller in Deutschland lebenden Menschen einen Migrationshintergrund, das heißt sind entweder selbst oder zumindest einer der Elternteile nach Deutschland eingewandert. Die Migration hat dabei insbesondere ein junges Gesicht: Während also etwa 19 % aller Menschen einen Migrationshintergrund haben, sind es bei den unter 25-Jährigen bereits 27 %. Entsprechend ist auch die Anzahl an *Familien mit Migrationshintergrund* wesentlich höher als der Anteil der Menschen mit Migrationshintergrund insgesamt und liegt bei etwa 28 %. Die Migration bewirkt eine weitere Veränderung von Familien, da sich Migrationsfamilien

teilweise im Vergleich zu einheimisch deutschen Familien durch abweichende Strukturen, Rollenverteilungen und Wertorientierungen auszeichnen.

Das Ziel der vorliegenden Publikation ist es, *Familie als Ort von Erziehung, Bildung und Sozialisation* vor dem Hintergrund der Ausdifferenzierung von Familien innerhalb der einheimisch deutschen Gruppe als auch unter der Berücksichtigung der weltweiten Migrationsbewegungen aus den verschiedensten Perspektiven zu betrachten. Die einzelnen Abschnitte und Kapitel des Buches eröffnen dem Leserkreis multiple Sichtweisen auf das Thema Familie. Anders als Monografien oder Projektdokumentationen, die das Thema Familie und Migration meist in einer bestimmten Perspektive fokussieren, versucht der Band Brücken zu bauen zwischen theoretischen Zugangsweisen zum Themenkomplex Familie und Migration einerseits sowie wissenschaftlichen Erkenntnissen und empirischen Studien zu Familien insgesamt andererseits. In einem Ausblick werden auch die auf der Konferenz diskutierten Grenzen empirischer Forschung im Bereich der Familie und familiärer Werte aufgegriffen.

Das Buch gliedert sich dabei in drei Teile: In einem ersten Schritt wird der Begriff der Familie einer Analyse unterzogen sowie die *Einstellung gegenüber Familie im Wandel der Zeiten theoretisch und empirisch* gefasst.

Einleitend bietet *Margit Stein* anhand aktueller Studien und Statistiken einen Überblick über die heutige Situation von Familien in Deutschland. Ausgehend von der Betrachtung unterschiedlicher definitorischer Fassungen des Familienbegriffs erläutert sie strukturelle Änderungen der Haushalts- und Familiengrößen, gespiegelt anhand von Phänomenen wie sinkender Heiratsneigung bei steigenden Scheidungszahlen und sinkender Kinderzahl in den Familien. Ebenso wird die familiäre (Neu-)Organisation von Rollen beleuchtet. Die Änderung der Rollenmuster bezieht sich dabei auf die Rollen zwischen den Partnern ebenso wie auf das Erziehungsverhalten und Erziehungsziele im Umgang mit den Kindern. Ebenfalls diskutiert wird die Zufriedenheit in der Familie aus Kindersicht etwa hinsichtlich der Beziehung zwischen Eltern und Kind. Alle genannten Aspekte werden dabei auch immer im Vergleich zwischen einheimisch deutschen und Migrationsfamilien diskutiert.

Der Beitrag von *Sabine Plonz* skizziert die historische Entwicklung des Familienbegriffs und des Diskurses über Familie, insbesondere auch hinsichtlich des Zusammenhangs des Begriffs und Leitbildes von Familie vor dem Hintergrund familienpolitischer Maßnahmen der letzten 200 Jahre. Die Autorin vollzieht den Wandel des Begriffs und familienpolitischer Maßnahmen beispielhaft anhand der evangelischen Familiensemantik seit dem 19. Jahrhundert bis heute nach. Es wird exemplarisch an vier Phasen der Frage nachgegangen, wie sich der Diskurs über „Familie“ unter Einbeziehung

des religiös befürworteten Geschlechterverhältnisses in der evangelischen Kirche und ihrer Sozialethik seit dem Aufbau des Wohlfahrtsstaates in der Bismarckzeit entwickelt hat und dabei mit gesellschaftlichen Entwicklungen interagiert.

Irina Sagel und *Jörg Althammer* werfen schließlich einen Blick auf die Einstellungen Heranwachsender zu Ehe und Familie. Sie illustrieren dies beispielhaft an einer empirischen Studie zur Einstellung junger Katholikinnen und Katholiken zu tradierten Familienleitbildern der katholischen Kirche. Trotz eines gravierenden soziostrukturellen Wandels und der fortschreitenden Modernisierung der Gesellschaft hält die katholische Kirche in ihren lehramtlichen Verlautbarungen weiterhin am tradierten Leitbild der sog. „Normalfamilie“ fest. Die auf der lebenslangen Ehe beruhende Familie hat nicht nur eine klare Leitbildfunktion, sondern ist auch die Grundlage für explizite Vorgaben im Bereich der Sexualmoral. Im Rahmen einer empirischen Untersuchung an etwa 300 aktiv in der katholischen Jugendarbeit engagierten Jugendlichen sowie deren Eltern wurden in Bayern und Berlin die Haltungen junger Katholikinnen und Katholiken zur Institution Ehe und Familie, Sexualität, Partnerschaft, Geschlechterverhältnis, Werte und Religiosität erhoben. Die Daten werden zu Einstellungsstudien im Jugendbereich in Beziehung gesetzt. Die Untersuchung illustriert, dass der gesellschaftliche Wandel in Ehe und Familie auch das Milieu der aktiven Katholikinnen und Katholiken erfasst hat und sich das kirchlich vermittelte Leitbild zunehmend von den praktizierten und als handlungsleitend akzeptierten Lebensentwürfen der Gläubigen entfernt.

Der zweite Teil des Buches widmet sich speziell der *Familie als Ort gesellschaftlicher und politischer Leistungen und Handlungsansätze*.

Olaf Behrend eröffnet dabei zunächst den Blick darauf, was Familien in gesellschaftlicher Hinsicht leisten, mit welchen Herausforderungen Familien konfrontiert sind und wie die aktuelle Familienpolitik auf diese Leistungen einerseits und Herausforderungen andererseits reagiert. Dem Autor gelingt es hierbei, zu illustrieren, dass bisherige gängige positive und negative Anreizstrukturen des Gesetzgebers eher Familiengründungen erschweren als erleichtern, weil diese den Partnern bereits etliche Vorleistungen abfordern, um dem Bild der gut ausgebildeten, berufstätigen und erfolgreichen Eltern entsprechen zu können. Dies betrifft laut Behrens vor allem die Setzung von Arbeit als zentralen Bezugspunkt, von dem aus die Familiengründung vorgenommen werden soll. Kinder werden in diesem Zusammenhang als Kostenfaktoren betrachtet („finanzielles Loch“), womit Familiengründung gemäß eines Modells der rationalen Wahl betrachtet wird (Minderung von Opportunitätskosten durch Elterngeld).

In einem weiteren Beitrag widmet sich *Barbara Emser* dem Themenkomplex der Familie und Familiengründungen im Hochschulkontext. Sie erläutert dabei sowohl die Rolle von Studierenden mit Familienpflichten als auch von jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern im Spagat zwischen beruflichen und familiären Anforderungen. Sie illustriert den Ansatz des Diversity-Managements als Strategie für Familien im Hochschulkontext. Diversity-Management im Hochschulkontext sollte dabei die Vielfalt aller Statusgruppen, Angehöriger und Mitglieder im universitären Kontext durch ein übergreifendes Vielfalts-Management nutzbar machen, das sich auch der Studierenden und Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern mit Familienpflichten annimmt.

Teil drei des Buches bringt schließlich einen breiten Überblick über *Familie als Ort von Erziehung, Bildung und Sozialisation*.

Margit Stein stellt dabei die strukturellen, soziokulturellen und erzieherischen Voraussetzungen einer gelingenden Werteentwicklung und Werteerziehung in Familien vor. Die in diesem Rahmen referierte Studie erhebt die Werte von Heranwachsenden zwischen zwölf und sechzehn Jahren. Neben einer deskriptiven Beschreibung der von Jugendlichen als bedeutsam erachteten Werteorientierungen, nähert sie sich auch der Frage an, wie die Werte mit strukturellen Voraussetzungen in der Familie wie etwa der familialen Lebensform und Geschwisteranzahl einerseits, der sozioökonomischen und soziokulturellen Prägung im Elternhaus andererseits sowie mit dem erlebten Erziehungsstil und -klima korreliert sind. Es lässt sich zusammenfassend feststellen, dass die Werteentwicklung und -orientierung junger Menschen hochsignifikant sowohl mit strukturellen Bedingungen als auch mit sozioökonomisch und soziokulturell erlebten erzieherischen Bedingungen in der Familie zusammenhängt.

Der Familie als Bildungsinstanz widmet sich *Ursula Boos-Nünning* in ihrem Beitrag. Sie belegt anhand einer Fülle von Studien, dass sich weniger die Bildungsansprüche als deren Realisierung zwischen Migrationsfamilien und einheimischen Familien unterscheiden. Die Bildungschancen sind dabei nach dem sozioökonomischen und dem soziokulturellen Status ungleich verteilt. Die Bildungsbenachteiligung lässt sich von der Kleinkindbetreuung bis hin zum Hochschulbereich nachweisen, bei der sich die Unterrepräsentanz von Menschen mit Migrationshintergrund belegen lässt. Anders als häufig von Medien transportiert und auch vom pädagogischen Personal angenommen, spielen gemäß wissenschaftlicher Untersuchungen Leistungserwartungen in der Erziehung von Migrationsfamilien eine erhebliche Rolle. Boos-Nünning schildert im Rahmen ihres Beitrags die vielfältigen Ursachen für die große Kluft zwischen den Leistungsansprüchen in Migrationsfamili-

en und der starken Benachteiligung von Kindern, Jugendlichen und jungen Menschen mit Migrationshintergrund im Bildungssystem.

Canan Korucu-Rieger beleuchtet anhand einer Interviewstudie in mehreren türkischstämmigen Mehrgenerationenfamilien die Bildungsorientierungen unterschiedlicher Generationen von türkischstämmigen Musliminnen in Deutschland. Sie befragt jeweils die Frauen dreier Generationen (Großmütter, Mütter, Töchter). Der Bildungserfolg von Migrantinnen und Migranten wird dabei als Fortsetzung des Transformationsprozesses der ersten Generation von Einwanderinnen und Einwanderern aufgefasst, die sich durch die Arbeitsmigration von der traditionellen Agrarwirtschaft lösen und sich in eine Industriegesellschaft integrieren. Die Autorin widerspricht damit assimilationstheoretischen Ansätzen, die den Bildungserfolg der Migrantinnen und Migranten allein ihrer Assimilation zuschreiben.

Abschließend betont *Norbert Frieters-Reermann* in seinem Beitrag vor dem Hintergrund des demographischen Wandels, dass intergenerationale Beziehungs- und Lernprozesse innerhalb und zwischen Familien von stets entscheidenderer Bedeutung werden. Altersübergreifende Kontakte und die damit verbundenen Lernprozesse sind für die Weiterentwicklung einer solidarischen, lebensfreundlichen Gesellschaft unverzichtbar. Sie erfordern eine generationensensible Haltung und eine sorgfältige didaktische und methodische Vorbereitung. Eine besondere Herausforderung besteht laut Frieters-Reermann darin, sich von einengenden, einseitigen didaktischen Orientierungen (Jung lernt von Alt) und Generationenvorstellungen (Generationen sind vor allem familiär-genealogisch miteinander verbunden) zu lösen und sich für die breite Vielfalt anderer didaktischer Orientierungen und anderer Generationenverständnisse zu öffnen. Intergenerationelle Begegnungen und Kontakte nehmen vor allem vor dem Hintergrund an Bedeutsamkeit zu, dass zunehmend mehr Familien aufgrund der gestiegenen Lebenserwartung als multilokale Drei- und Viergenerationenfamilien leben.

Selbstvorstellungen der Kongressveranstalter:

Das „*Forum für interkulturellen Dialog – FID e.V.*“ wurde im Jahre 2002 von Journalisten und Schriftstellern gegründet. Das gemeinsame Anliegen der Gründer war, durch Völkerverständigung zum gesellschaftlichen Frieden beizutragen.

Seine Zielsetzungen setzt das FID e.V. in Form unterschiedlicher Aktivitäten um. Hierzu gehören Vorträge, Diskussionsveranstaltungen, Seminare, Fortbildungsveranstaltungen, Publikationen, Tagungen, Veranstaltungsreihen, Studienreisen und kulturelle Aktivitäten.

In Zusammenarbeit mit anderen öffentlichen und privaten Einrichtungen, die das gleiche Ziel verfolgen, setzt das FID e.V. wichtige Zeichen und ist so selbst ein lebendiges Beispiel für das gemeinsame friedliche Zusammenleben verschiedener Kulturen und Denkrichtungen in Deutschland. Die gesellschaftlichen und kulturellen Unterschiede betrachtet das FID e.V. als Chance und Reichtum zugleich und bemüht sich, diese ermutigende und motivierende Sichtweise zu verbreiten. (<http://www.fidev.org>)

Das *Rumi-Forum am Rhein e.V.* hat im Februar 2008 in Düsseldorf eine neue Ära kultureller Vereinsarbeit begonnen. Der Verein versteht sich als Begegnungs- und Dialogplattform für gemeinsame Werte. Neben ideellen menschlichen Werten wie Verständnis, Toleranz und Respekt sind hierunter auch die in jeder Kultur prinzipiell vorhandenen Tragsäulen wie z.B. die Familie, Bildung, Musik, Kunst und Literatur zu verstehen.

Diese im Kern der Kulturen vorhandenen gemeinsamen Werte fungieren dem Rumi-Forum am Rhein als Bausteine für ein friedliches Miteinander. Nur durch die Begegnung in diesen Berührungspunkten kann das Zusammenleben gestärkt und der Dialog zwischen den Kulturen gefördert werden. Das Rumi-Forum am Rhein lenkt den Blick daher auf Gemeinsamkeiten, um pauschale Vorurteile und Missverständnisse abzubauen.

Zur Harmonisierung zumindest lokaler Differenzen fördert das Rumi-Forum verstärkt den interkulturellen Austausch in der Landeshauptstadt Düsseldorf und Umgebung. Egal in welchem Rahmen die Projekte stattfinden, eine Absicht ist ihnen allen gemeinsam: Berührungspunkte finden, filtern und im Zusammenspiel präsentieren. Insbesondere durch interdisziplinäre Veranstaltungen auf hohem Niveau verspricht sich der Verein nachhaltige Wirkung.

Der Dialog mit Hilfe der Kunst liegt dem Verein besonders am Herzen. So trafen in enger Zusammenarbeit mit dem Robert-Schumann-Saal Düsseldorf durch Konzerte besonderer Art Orient und Okzident bereits aufeinander.

Raum für öffentlichen Gedankenaustausch bietet der Verein mit der Reihe „Gespräche am Rhein“ an. Durch Impulsvorträge haben Experten zu aktuellen Themen im Bereich Kultur, Wissenschaft, Bildung, Medien und Familie referiert, die unter den eingeladenen Gästen für Diskussionen sorgten. Für besonders wichtige und weite Themen gab es gesonderte Konferenzen und Symposien wie z.B. die Familienkonferenz im Mutterhaus in Düsseldorf.

Das Rumi-Forum am Rhein hat auch mehrere Kulturreisen in die Türkei organisiert. Die Reisen ermöglichen einzigartige Erlebnisse und stellen authentische Gipfel interkultureller Begegnungen dar.

Und auch der wahrscheinlich wichtigste Dreh- und Angelpunkt in jeder Kultur – das Essen – dient dem Verein als Mittel zum Zweck. In Koopera-

tion mit dem Landtag NRW sind die Dialog-Abendessen im Landtag bereits eine Tradition der besonderen Art.

Der Namenspatron des Vereins ist Mevlana Celaleddin Rumi, dessen humanistischer Gedanke sich durch Toleranz, Akzeptanz und Liebe gegenüber allen Individuen der Gesellschaft auszeichnet. Seine universelle Philosophie ist förderlich für interkulturelle Kommunikation und legt Grundsteine für eine Kultur des gemeinsamen Verständnisses. Der türkische Gelehrte Fethullah Gülen ist ein perfekter Zeitgenosse für Rumis Ideen und gegenwärtiger Inspirator des Rumi-Forums am Rhein. Der Verein versteht ihn als Friedensvorbild für unsere Zeit.

Die *Initiative Niederrheinischer Akademiker e.V. (INA e.V.)* wurde Ende 2009 gegründet. Ihren Aktivitäten liegt die Idee der Verantwortung zugrunde. In einer globalisierten und ausdifferenzierten Welt tragen Akademiker nicht nur eine Verantwortung im Berufs- und Privatleben, sie sind zudem, so ihre Auffassung, gegenüber der Gesellschaft verantwortlich. Die INA e.V. will erreichen, dass Akademiker sich dieser Verantwortung bewusst werden und ihr Handeln danach richten.

Selbstverständnis: Die INA e.V., die sich als deutscher Verein begreift, wurde von Hochschulabsolventen mit Migrationshintergrund gegründet. Daher ist für die INA e.V. das Thema Integration kein explizites Thema, sondern nur ein Aspekt unter vielen anderen im Kontext fokussierter Themen. Sie will ihren Beitrag für eine offene, demokratische Gesellschaft leisten, die von universellen menschlichen Werten getragen wird.

Ziel: Die INA e.V. will eine Plattform schaffen, in der gesellschaftsrelevante Themen im Lichte wissenschaftlicher Erkenntnisse erörtert werden. Die INA e.V. ist bestrebt Wissenschaft und Forschung zu fördern und hat zu diesem Zweck über 40 Vorträge zu Themen wie z.B. Jugend, Familie und Bildung organisiert. Die Konferenz „Die Familie in Deutschland – Familie, Werte und Probleme im Wandel?“ wird für die INA e.V. zur ersten Station auf dem Weg zu ihrem langfristigen Ziel ein unabhängiges Forschungsinstitut für soziale, gesellschaftliche und politische Themen zu werden angesehen. (<http://www.inaev.org>)

Das *Interkulturelle Dialogzentrum e.V.* wurde am 31.10.2008 von türkischen Akademikern als politisch neutraler und gemeinnütziger Verein gegründet. Er setzt sich für den interkulturellen Dialog auf allen Ebenen des gesellschaftlichen Lebens ein. Denn in unserer heutigen durch Schnelllebigkeit und Globalisierung geprägten Gesellschaft hat sich herausgestellt, dass die verschiedenen Kulturen schneller und intensiver aufeinandertreffen, als es jemals zuvor der Fall war. Der kulturelle Alltag in Dortmund trägt die Farben

der weit über 90 Nationen, die die Stadt beherbergt. Leider liegen zwischen diesen kulturellen Gemeinschaften tiefe Gräben. Die Unkenntnis des Anderen ist einer der Hauptgründe für die Polarisierung der Gesellschaft. Es ist sehr schwer jemanden zu akzeptieren, den man nicht kennt. Das gegenseitige Kennenlernen durch einen interkulturellen Dialog kann einen Annäherungsprozess in Gang setzen.

Der Verein fördert den interkulturellen Dialog und den konstruktiven Umgang mit kultureller Vielfalt. Dabei bemühen wir uns um den Abbau von gegenseitigen Ängsten und Vorurteilen und orientieren uns an einer gemeinsamen Zukunft der Kulturen. Unser Ziel, das friedliche und tolerante Zusammenleben von Menschen zu fördern, wollen wir durch einen Dialog zwischen den Individuen und den verschiedenen Gemeinschaften erreichen. Mit unseren Veranstaltungen wollen wir eine Begegnungs- und Dialogplattform für gemeinsame Werte schaffen. Für das Interkulturelle Dialogzentrum stehen die kulturübergreifend relevanten ideellen menschlichen Werte wie Verständnis, Toleranz und Respekt und die tragenden Säulen wie Familie, Bildung, Musik, Kunst und Literatur im Mittelpunkt. Dabei suchen wir durch den Dialog die Einheit in der kulturellen Vielfalt.

Obwohl die Vision global ist, kann sich das Interkulturelle Dialogzentrum nur auf den Bereich Dortmund und Umgebung beschränken.

Der Verein „*Interkultureller Dialog e.V. – ikult*“ ist als politisch neutraler und gemeinnütziger Verein organisiert. Er ist offen für alle Menschen aus verschiedenen Kulturen und Religionen.

Die Vielfalt an und von Kulturen kann sich nur dort entfalten, wo wir ein „Haus der Kultur“ errichten, um darin Wohnung zu beziehen. Heimisch werden wir uns darin aber erst dann fühlen, wenn wir es schaffen, im Zusammenspiel von Tradition und Innovation etwas Gemeinsames aufzubauen – Zukunft verbindet.

Kultur muss also gemeinsam geschaffen werden, damit Vielfalt möglich wird. Sie entsteht, wenn Menschen mit verschiedenen Meinungen zum Beispiel an einem Tisch sitzen, weil sie sich austauschen wollen und auch müssen, um sich verstehen zu können. Gemeinsam suchen und finden sie das Verbindende, obwohl sie sich wahrscheinlich nie vollkommen einig sein werden.

Kulturvielfalt ist dann eine Lebensform, in der die Pflege von Traditionen, der Glaube an den Fortschritt und soziale Sensibilität nicht konkurrieren. Denn die Welt, die Gefühle und die Wertsysteme von Menschen lassen sich nicht im Rahmen einer einzigen Ideologie beschreiben, und jede Ideologie muss sich auf dem Prüfstein ständiger Diskussionen beweisen.

Der ikult e.V. wirkt an vielen Projekten mit, legt aber ein besonderes Augenmerk auf die Bereiche ikult-Gespräche, interkulturelle Begegnungen, Konferenzen, Symposien und Podiumsdiskussionen, Musikveranstaltungen, Koch- und Musikworkshops, Kultur- und Bildungsreisen sowie Umwelt und Klima (<http://www.ikult.com/>).

Familie und Familienentwicklung in Zahlen – ein Überblick über aktuelle Studien und Statistiken

1. Einführung

Im Rahmen dieses einführenden Kapitels wird in einem ersten Schritt der Familienbegriff etymologisch und definitorisch aufgeschlüsselt (Abschnitt 1). In einem zweiten Schritt werden die strukturellen und inhaltlich-funktionalen Veränderungen diskutiert, die sich in Familien gegenwärtig vollziehen (Abschnitt 2). Dabei nimmt in struktureller Hinsicht die Anzahl an Familien ab (Abschnitt 2.1) und die Zusammensetzung der Familien verändert sich (Abschnitt 2.2). In funktionaler Hinsicht wandeln sich sowohl die Rollenverteilung und der Interaktionsmodus zwischen den Partnern als auch zwischen Eltern und Kindern.¹

Definitionen von Familie:

Auch wenn jeder glaubt zu wissen, was unter dem Terminus ‚Familie‘ zu verstehen sei, klaffen unterschiedliche Definitionsversuche auf der operationalen Ebene auseinander, so dass im Rahmen des einführenden Kapitels zunächst eine Annäherung an den Familienbegriff erfolgt.

1 Einen sehr strukturierten Überblick über die Felder familiensoziologischer Forschung bietet auch Huinink (2006). Er unterteilt die Forschungsfelder der Familiensoziologie in dreifacher Hinsicht nach Makro-, Meso- und Mikroebenen (Huinink, 2006, S. 214/215):

„Gesellschaftliche Perspektive

- „(Lebens- und) Familienformen [...]
- Sozialstruktur und Familie [...]
- Familie und soziale Institutionen [...]
- Familie und gesellschaftliche Teilsysteme) [...],

Familiale Perspektive

- Soziales Interaktionsgeschehen in der Familie [...]
- Innerfamiliäre Alltagsorganisation [...]
- Erziehung und Sozialisation [...]
- Intergenerationenbeziehungen [...]

Individualperspektive

- Familienverläufe als Teil individueller Lebensläufe [...]
- Wahl von Lebensform und ‚Institutionalisierungsgrad‘ [...]
- Auswirkungen von Familien(verlauf) und Familienbeziehungen auf den Lebenslauf von Eltern und Kindern“

Der Begriff Familie fußt *etymologisch* betrachtet auf dem lateinischen Wort *familia*, der mit dem Begriff ‚Hausstand‘ übersetzt werden kann. Der Hausstand eines Mannes umfasste neben Frau und Kindern auch Bedienstete und Gesinde. Familie war somit als Herrschaftsbegriff anzusehen, der wenig mit einer auf Freundschaft, Solidarität und Gemeinschaft gegründeten emotionalen Verbindung zwischen Partnern und Kindern gemein hatte.

Bei den *Definitionen von Familie* werden *traditionelle Definitionen* von aktuellen strukturellen und funktionalen Definitionsversuchen unterschieden. Traditionell baut Familie auf der in staatlicher und kirchlicher Eheschließung untrennbar als Monade legal verbundenen, dauerhaft angelegten monogamen Erstehe zwischen Mann und Frau auf, die mit gemeinsamen Kindern in einem Haushalt wohnen. Mann und Frau übernehmen klare geschlechtstypische Rollen und Bereiche: der Mann die außerhäusliche Rolle des Ernährers und die Frau die innerhäuslichen Bereiche Haushaltsführung, Kindererziehung und eventuell Pflege von (Ur-)Großeltern. Eltern und Kinder befinden sich in einem Autoritätsverhältnis; die Beziehungen sind klar und eindeutig geregelt (Oerter & Montada, 2002; Petzold, 2004).

Die traditionellen Definitionsansätze porträtieren eher ein gesellschaftlich Jahrhunderte lang gezeichnetes und erwünschtes *Ideal- oder Leitbild* vom familiären Zusammenleben als die tatsächliche Realität familiärer Beziehungsmuster, die schon immer stark von der traditionellen Familienfassung abwich.

Familie kann nach einer *modernerer Definition* sowohl strukturell als auch funktional gefasst werden als „eine Lebensform, die mindestens ein Kind und ein Elternteil umfasst und einen dauerhaften und im Innern durch Solidarität und persönliche Verbundenheit charakterisierten Zusammenhang aufweist“ (Peuckert, 2007, S. 36).

Strukturell kann Familie nach dieser Minimaldefinition als Gruppe gesehen werden, die mindestens aus zwei Personen besteht, die mindestens zweier Generationen entstammen. Demnach wären sowohl Viergenerationenfamilien Teil des Familienbegriffs als auch alleinerziehende Mütter mit ihren Kindern.

Auf einer funktionalen Ebene ist Familie ein soziales Beziehungsmuster, das sich als intimes, privates, dauerhaft angelegtes Beziehungssystem definiert, das im gemeinsamen Lebensvollzug entsteht und sich durch die vier Kriterien der Abgrenzung und Privatheit, der prinzipiell gedachten Dauerhaftigkeit, einer hohen emotionalen Nähe sowie der Beziehung zwischen mindestens zwei Generationen auszeichnet. Diese vier Kriterien umfassen Familien auch über die lokalen Grenzen hinaus und binden etwa auch Großeltern und frühere Ehepartner mit ein. Familie wird als ein soziales Gebilde ange-

sehen, welches in der Interaktion und Kommunikation erst entsteht („Doing Family“) im Sinne einer multilokalen Herstellungsleistung (Deutsches Jugendinstitut, 2010).

Modernere Familiendefinitionen werden der hohen Pluralität gerecht, mit der Familien konfrontiert sind und unterscheiden als *Bedeutungsbereiche von Familie*

- die *Familie als biologisches Band*, etwa durch leibliche Elternschaft, unabhängig von tatsächlichen Liebesbeziehungen und emotionalen Bindungen,
- die *Familie als Beziehung, die auf langfristige Verpflichtungen angelegt ist*, etwa im Bereich der lebenslangen Beziehung von Eltern zu Kindern oder der Sorge von Kindern für ihre Eltern,
- die *wahrgenommene Familie*, die sich durch die oben genannten Kriterien von Emotionalität, Vertrautheit, Liebe und Nähe auszeichnet und nicht unbedingt mit biologischen Beziehungen oder instrumentellen Beziehungen konkordant sein muss,
- den *funktionalen Aspekt von Familie* für die Bewältigung alltäglicher Lebensvollzüge, etwa im Bereich instrumenteller Hilfestellung zwischen den Generationen wie Pflegeleistungen oder Hilfe bei den Hausaufgaben,
- den *rechtlichen Aspekt der Familie*, etwa im Sinne einer Legalisierung einer Liebesbeziehung durch Eheschließung oder der Legalisierung eines Eltern-Kind-Verhältnisses durch Anerkennung der Kindschaft oder durch Adoption sowie im Falle einer Trennung der Partner durch Unterhalts- und Sorgerechtsregelungen.

Typologien von Familie:

Nach Nave-Herz (2007) können unterschiedliche *Typologien von Familien* unterschieden werden. Diese Typologien fußen auf einem Dreischritt, nämlich der Elternschaft, dem Zusammenleben mit dem biologischen oder sozialen Elternteil sowie der Legalisierung der Lebensgemeinschaft durch die Heirat (Vaskovics, 1994).

Auf Basis dieses Dreischritts können unterschiedliche *Grundformen von Familie* konstituiert werden, wobei Martin und Le Bourdais (2008) den Typus Stieffamilie weiter aufschlüsseln.

Tab. 1: Familiäre Grundformen (Marbach, 2008 und Martin & Le Bourdais, 2008; Erweiterungen und Übersetzungen Margit Stein)

Familientypen allgemein	Haushaltszusammensetzung
<i>klassische Kernfamilie</i>	Eltern und gemeinsame Kinder, Zusammenleben mit biologischem Elternteil und Legalisierung durch Heirat
<i>nichteheliche Partnerschaft mit gemeinsamen Kind(ern)</i>	Eltern und gemeinsame Kinder, Zusammenleben mit biologischem Elternteil
<i>Nachfolgelebenspartnerschaft mit gemeinsamen oder externen Kind(ern)</i>	Eltern und (gemeinsame oder externe) Kinder, Zusammenleben mit sozialem Elternteil oder Leben beim anderen Elternteil
<i>Nachfolgeehe mit gemeinsamen oder externen Kind(ern)</i>	Eltern und (gemeinsame oder externe) Kinder, Zusammenleben mit sozialem Elternteil oder mit anderem Elternteil, Legalisierung durch Heirat
<i>unverheirateter alleinerziehender Elternteil ohne Partnerschaft</i>	Elternteil mit Kind(ern)
Familientyp Stieffamilie	Haushaltszusammensetzung
<i>Stiefmutterfamilie</i>	Ein Vater mit seinen biologischen Kindern und eine Stiefmutter
<i>Stiefvaterfamilie</i>	Eine Mutter mit ihren biologischen Kindern und ein Stiefvater
<i>Stiefmutter- und Stiefvaterfamilie</i>	Eine Mutter mit ihren biologischen Kindern und ein Vater mit seinen biologischen Kindern
<i>Blended Stiefmutterfamilie</i>	Ein Vater mit seinen biologischen Kindern und eine Stiefmutter + gemeinsame Kinder
<i>Blended Stiefvaterfamilie</i>	Eine Mutter mit ihren biologischen Kindern und ein Stiefvater + gemeinsame Kinder
<i>Blended Stiefmutter- und Stiefvaterfamilie</i>	Eine Mutter mit ihren biologischen Kindern und ein Vater mit seinen biologischen Kindern + gemeinsame Kinder

Eine Besonderheit für Nachfolgelebenspartnerschaften oder Nachfolgeehen stellen die sogenannten Regenbogenfamilien dar, definiert als Familien mit einem gleichgeschlechtlichen Paar mit Kind(ern) (Eggen, 2009). Zudem können auch noch Familien mit leiblichen Kindern von solchen mit rechtlich angenommenen Kindern (etwa Adoptivkindern) oder Pflegekindern unterschieden werden, welche in der amtlichen Statistik nicht explizit ausgewiesen sind.

2. Familie und Familienentwicklung: Daten und Fakten

2.1 Strukturelle Änderungen der Haushalts- und Familiengrößen

Bezüglich des *strukturellen Wandels* nimmt die Anzahl an Familien in Deutschland sowohl relativ als auch absolut gesehen ab. Während sowohl Einpersonenhaushalte zunehmen als auch die Anzahl an Haushalten, in denen nur mehr Erwachsene einer Generation leben, meist (Ehe-)Partner in Zweipersonenhaushalten, sinkt die Anzahl an Familienhaushalten:

Im Jahr 2006 gab es in Deutschland 8,8 Mill. Familien, davon lebten 7,2 Mill. (82 %) im früheren Bundesgebiet und 1,6 Mill. (18 %) in den neuen Ländern. Seit 1996 ist die Zahl der Familien in Ostdeutschland kontinuierlich, in Westdeutschland mit Ausnahme der Jahre 1997, 2000 und 2002 zurückgegangen. 1996 gab es in Deutschland noch 9,4 Mill. Familien, davon lebten rund 7,2 Mill. Familien (76 %) im früheren Bundesgebiet und 2,2 Mill. Familien (24 %) in den neuen Ländern. Damit ging die Zahl der westdeutschen Familien seit 1996 um 37 000 (1 %) zurück, die der ostdeutschen Familien sogar um 630 000 (28 %).“ (Krieger & Weinmann, 2008, S. 33)

In *relativen Zahlen* stellt sich der *Rückgang der Familien* folgendermaßen dar: 2006 waren von den etwa 39,2 Millionen Haushalten in Deutschland 38 % Einpersonenhaushalte. 24 % waren Zweipersonenhaushalte von Ehepaaren ohne Kinder und 6 % Mehrpersonenhaushalte mit etwa gleichaltrigen nichtverwandten Personen, etwa Partnern ohne Trauschein. Nur in etwa 32 % der Haushalte lebten minderjährige Kinder: zu 31 % in Zweigenerationenhaushalten mit ihren Eltern(-teilen) und in weniger als 1 % der Haushalte auch zusammen mit Groß- oder Urgroßeltern (Statistisches Bundesamt, 2006b).

Noch 1991 stellten sich die Zahlen anders dar: 1991 lag der Anteil der Einpersonenhaushalte bei 34 % und der Anteil an Mehrgenerationenhaushalte von Eltern(-teilen) und Kind(-ern) bei fast 40 % (Statistisches Bundesamt, 2006b).

Rückgängig ist auch die Haushaltsgröße. 2008 lag in einheimisch deutschen Familien ohne Migrationshintergrund die durchschnittliche Haushaltsgröße bei nur mehr 2 Personen (Friedrich, 2008).²

2 Hubert (2012) belegt, dass es sich bei den Zahlen zum Rückgang der Familien, dem Sinken der Haushaltsgröße und der enormen Zunahme von sogenannten Einpersonenhaushalten auch um ein Artefakt handeln könnte. Die amtliche Statistik – etwa der Mikrozensus – unterscheidet in der Berichterstattung Haushalte und Familien, wobei in einem Haushalt auch mehrere Familien zusammen leben können. Familien werden jedoch nach der amtlichen Statistik nicht über mehrere Haushalte hinweg gefasst. So

Tabelle 2 stellt den *Rückgang der Familien in absoluten Zahlen* für Deutschland insgesamt sowie aufgeteilt auf die westlichen und östlichen Bundesländer im Überblick dar.

Tab. 2: Anzahl an Familien in Deutschland mit minderjährigen Kindern (nach Statistisches Bundesamt, 2008, S. 6)

Zeitpunkt	Deutschland	Westliche Bundesländer	Östliche Bundesländer
April 1997	9 435 000	7 266 000	2 168 000
April 1999	9 360 000	7 257 000	2 102 000
April 2001	9 163 000	7 258 000	1 905 000
April 2003	9 080 000	7 285 000	1 795 000
April 2005	8 901 000	7 241 000	1 660 000
April 2007	8 572 000	7 068 000	1 504 000

Der Rückgang an Familien insgesamt ist bedingt durch die Abnahme von Kindern und Jugendlichen in Deutschland absolut und relativ gesehen bezogen auf alle Altersgruppen. Gründe hierfür sind neben der steigenden Lebenserwartung vor allem die zunehmende Kinderlosigkeit.

Während der Anteil an Familien in Deutschland insgesamt zurückgeht, steigt der Anteil an Familien an, in denen Personen mit Migrationshintergrund zusammenleben. Nach offiziellen Angaben sind mit etwa 2,3 Millionen Fami-

ist die hohe Zunahme an Einpersonenhaushalten nicht zwangsläufig mit einer gleichzeitigen Abnahme an „gefühlten“ Familien verkoppelt.

Ziehen beispielsweise in einem Haus die halbwüchsigen Kinder sowie die Großmutter jeweils in separate Einliegerwohnungen werden aus einer Dreigenerationenfamilie qua definitionem drei Einzel- beziehungsweise Zweipersonenhaushalte mit zwei Zweipersonenhaushalten mit einem kinderlosen Ehepaar und einem Geschwisterpaar und einem Einpersonenhaushalt mit einer Alleinlebenden. Hubert (2012) errechnet so etwa auf Basis der Daten der AID:A Studie („Aufwachsen in Deutschland: Alltagswelten“) des Deutschen Jugendinstituts (2010), dass sich die in dieser Studie ausgewiesenen 2,3% Dreigenerationenhaushalte auf 23% – also um den Faktor 10 (!) – erhöhen, wenn der Familienbegriff nicht auf Haushalte begrenzt wird, sondern wenn alle Familienmitglieder einbezogen werden, die in einem Umkreis von weniger als 15 Minuten zu Fuß wohnen, etwa in Nachbarwohnungen oder Einliegerwohnungen.

Ein ähnliches Artefakt zeigt sich bei den sogenannten ‚living apart together‘-Familien, definiert über Beziehungsformen, bei der „die beteiligten Partner ihre Partnerschaft nicht in einer gemeinsamen, sondern in getrennten Wohnungen gestalten“ (Noyon & Kock, 2006, S. 27). Diese Personengruppen verstehen sich als Familien und sind beispielsweise durch eine Eheschließung und gemeinsame Kinder eigentlich als Familie ausgewiesen, werden jedoch de facto etwa durch beruflich bedingte unterschiedliche Wohnorte der Eltern nach der amtlichen Statistik nicht als Familie gefasst. So wird etwa aus einer Familie, bei der der Vater aus beruflichen Gründen seinen Erstwohnsitz am Ort des Arbeitgebers nimmt, eine Alleinerziehende mit Kind in einem Zweipersonenhaushalt und ein Alleinstehender in einem Einpersonenhaushalt.

lien etwa 30% der Familien in Deutschland sogenannte Migrationsfamilien, in welchen mindestens ein Familienmitglied im Ausland geboren ist oder eine nichtdeutsche Staatsbürgerschaft besitzt. Von diesen etwa 2,3 Millionen Migrationsfamilien entstammen etwa 21% aus der Türkei, 12,8% aus GUS-Staaten und jeweils etwa 9,6% aus Polen und südeuropäischen Ländern wie Kroatien, Bosnien-Herzegowina, Italien, Spanien und Portugal.

Insgesamt ist die durchschnittliche Haushaltsgröße von Familien mit Migrationshintergrund mit 2,7 Personen (türkischstämmige Familien: 3,5 Personen) deutlich höher als in einheimischen Haushalten mit nur 2,0 Personen (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2010).

2.1.1 Kinderlosigkeit als Determinante familiärer Entwicklung³

Insgesamt wird der Anteil insbesondere der Kinder und Jugendlichen bis zum Jahr 2040 in Deutschland um 38% bezogen auf die Gesamtbevölkerung zurückgehen; der Anteil der jungen Erwachsenen von 16 bis 39 Jahren um 35%. Im gleichen Zeitraum wird der Anteil der älteren Menschen zwischen 65 und 80 Jahren um 55% steigen und der Anteil der Hochaltrigen ab 80 Jahren um 65% (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2007). Nach einer mittleren Variantenberechnung des Statistischen Bundesamtes werden 2050 23,5% der Bevölkerung 65 Jahre oder älter sein; 40,5% werden zwischen 20 und 65 Jahre alt sein, während nur noch 13,5% der Menschen unter 20 Jahre alt sein werden (Statistisches Bundesamt, 2007a; 2009a; Deutscher Bundesjugendring, 2008). Jeder dritte Einwohner Deutschlands wird 2060 über 65 Jahre alt sein, jeder siebte Einwohner wird mindestens 80 Jahre alt sein (Statistisches Bundesamt, 2009a; 2009b).

Tab. 3: Anteil und Veränderung der Alterssegmente der Bevölkerung 2008, 2025, 2060 (nach Autorengruppe Bildungsberichterstattung, 2010, S. 19)

	2008	2025	2060
0 Jahre – 15 Jahre	13,6%	12,5%	11,5%
15 Jahre – 64 Jahre	66,0%	61,9%	44,5%
> 65 Jahre	20,4%	25,6%	34,0%

Grund für den demographischen Wandel ist primär die *sinkende Geburtenziffer* je Frau von durchschnittlich 2,5 Lebendgeburten pro Frau im Jahr 1945 in Deutschland auf 1,3 Lebendgeburten pro Frau im Jahr 2010 (Statistisches

3 Nachfolgende Ausführungen finden sich in modifizierter Form wieder in der Monographie Stein, M. & Stummbaum, M. (2011). *Kindheit und Jugend im Fokus aktueller Studien*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt Verlag.

Bundesamt, 2007b; 2009c; 2009d; 2010c; Pöttsch, 2010). Während beispielsweise die 1930 geborenen Frauen bis 1980 etwa 2,2 Kinder zur Welt gebracht hatten, brachten die 1960 geborenen Frauen bis 2010 nur mehr 1,7 Kinder zur Welt (Statistisches Bundesamt, 2007b; 2009c; 2009d; 2010c).

Bei den Aussagen über die Geburtenziffer je Frau werden in einer ersten Betrachtungsperspektive zum einen die Geburtenziffern der Kalenderjahre betrachtet und zum zweiten die Geburtenziffern je Frauenjahrgänge. Der zumeist in der politisch-gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Diskussion herangezogene Faktor der Geburtenziffer der Kalenderjahre ist nur ein Schätzwert und entsprechend ungenauer als die Geburtenziffer der Frauenjahrgänge. Bei der *Geburtenziffer der Kalenderjahre* werden alle Frauen im gebärfähigen Alter zwischen 15 und 49 Jahren hinsichtlich der bereits geborenen Kinder betrachtet bzw. die Anzahl der noch zu erwartenden Kinder wird anhand der Schätzwerte früherer Frauenjahrgänge hochgerechnet. Eine genaue Annahme über die endgültige Kinderanzahl kann jedoch erst dann vorgenommen werden, wenn man die *Geburtenziffer der Frauenjahrgänge* betrachtet, sobald diese das 50. Lebensjahr erreicht haben, also etwa 2010 den Geburtsjahrgang 1960, der etwa 1,7 Kinder je Frau zur Welt brachte. Die letztere Betrachtungsweise trägt auch der in spätere Lebensjahre verschobenen Familiengründung Rechnung, wonach Frauen teilweise nicht weniger, aber später Kinder bekommen (Statistisches Bundesamt, 2007b; 2009c; 2009d; 2010c; Pöttsch, 2010).

Betrachtet man zunächst die Entwicklung der Geburtenziffer der Kalenderjahre, so stieg die Zahl der Geburten nach dem Krieg zunächst bis in die 1960er Jahre mit einer höchsten Geburtenziffer in 1964 (2,5 Kinder pro Frau), sank dann bis 1980 kontinuierlich ab und pendelte sich bei etwa 1,37 Kindern pro Frau ein. Die Geburtenraten von west- und ostdeutschen Frauen klafften nach der Wiedervereinigung zunächst massiv auseinander: während nach der Wende im Osten die Geburtenziffer auf bis zu 0,77 Kinder pro Frau absank, steigt die Zahl seit 1995 wieder an und liegt gegenwärtig bei 1,4 Kindern pro Frau (Statistisches Bundesamt 2007c; 2009c; 2009e; 2010c).

Bei der Betrachtung der Frauenjahrgänge manifestieren sich zwei Phänomene: zum einen der bereits oben thematisierte Rückgang der absoluten Anzahlen an Geburten, aber auch das Phänomen der Geburtenhäufigkeit bei Frauen ab dem 35. Lebensjahr. Gegenwärtig zeichnet sich ein Trend ab, wonach die Geburtenrate der unter 30-Jährigen weiter sinkt und die Anzahl der Gebärenden mit über 35 Jahren steigt. Das gegenwärtig bei 30 Jahren liegende Erstgebärendenalter wird in den nächsten Jahren auf 35 Jahre ansteigen (Kösters, 2007).

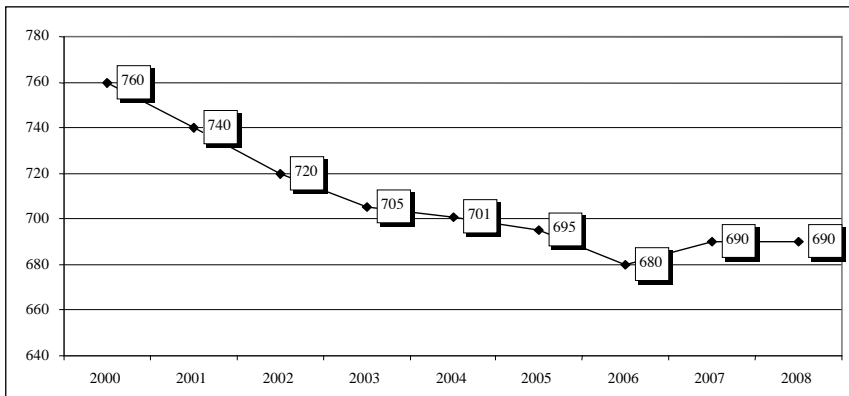


Abb. 1: Geburtenentwicklung in Deutschland 2000 – 2008 in Tausend (Statistisches Bundesamt, 2009b, S. 31)

Kinderlosigkeit:

Die sinkende Kinderrate ist in erster Linie nicht durch die Abnahme sogenannter kinderreicher Familien mit mehr als drei Kindern oder die Zunahme von Familien mit nur einem Kind bedingt, sondern durch die *Zunahme der Kinderlosigkeit*. Betrachtet man die Gruppe der 40- bis 44-jährigen Frauen (wovon einige jedoch noch Kinder bekommen werden), so waren 2008 21 % ohne Kinder. Zehn Jahre beziehungsweise 20 Jahre zuvor lag dieser Wert bei 16 % beziehungsweise 12 %.

Abbildung 2 zeigt die Entwicklung des Zusammenlebens mit Kindern zwischen den Jahren 1996 und 2008 auf. Demnach leben immer noch die meisten Menschen zwischen dem 25. und dem 55. Lebensjahr mit Kindern zusammen, jedoch hat die absolute Anzahl und die relative Anzahl der Menschen in Familienformen mit Kindern zwischen 1996 und 2008 abgenommen.

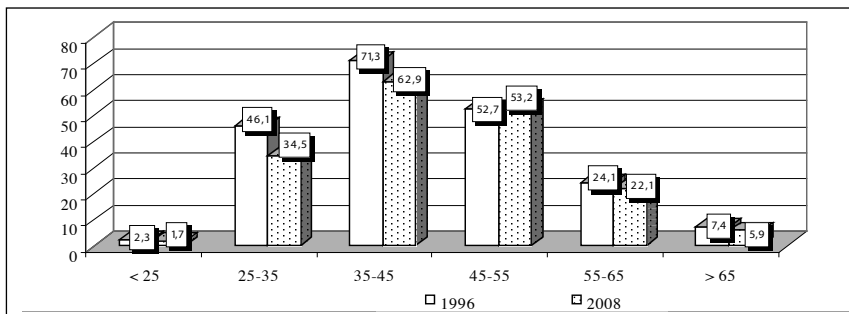


Abb. 2: Anteil von Erwachsenen mit Kindern im Haushalt 1996 und 2008 in % (nach Autorengruppe Bildungsberichterstattung, 2010, S. 25)

Die Kinderlosigkeit ist dabei an den Migrationsstatus, den Bildungsstand, Familienstand und das Bundesland gekoppelt. Insgesamt haben einheimische Frauen doppelt so häufig keine Kinder wie Migrantinnen. „Nur etwa ein Viertel der Migrantinnen ist kinderlos. Migrantinnen haben dabei in der Mehrheit zwei und mehr Kinder. 2008 lebten in Migrantenfamilien im Schnitt 1,7 Kinder. Neuere Studien zeigen aber, dass das Geburtenverhalten von jungen Migrantinnen von Anpassungsprozessen geprägt ist und sich mit zunehmender Aufenthaltsdauer dem Geburtenverhalten von jungen Frauen ohne Migrationshintergrund anpasst“ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2010, S. 20; vergleiche auch Schmidt & Kohl, 2009).

Je besser qualifiziert Frauen sind, desto eher verbleiben sie kinderlos (bei den Frauen ab 40 Jahren: 26 % Kinderlosigkeit bei hoher Bildung; 16 % bei mittlerer Bildung und 11 % bei niedriger Bildung) (Statistisches Bundesamt, 2007b; 2009c; 2009d; 2010c).

Verheiratete Frauen sind häufiger Mütter als unverheiratete: 86 % der verheirateten Frauen zwischen 35 und 49 Jahren haben Kinder. Dies trifft auf lediglich 33 % der ledigen Frauen derselben Altersgruppe zu.

Auch haben Frauen in Ostdeutschland häufiger Kinder als Frauen in den westlichen Bundesländern. Bei den verheirateten Frauen haben in den westlichen Bundesländern 85 % der 35- bis 49-Jährigen Kinder und in den östlichen Bundesländern 95 %. Bei den ledigen Frauen sind dies in Westdeutschland 24 % und in den östlichen Bundesländern 66 % (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2010; Arránz Becker, Lois & Nauck, 2010).

Kinderwünsche:

Die hohe Anzahl an Personen, die ohne Kinder verbleibt, steht im *Widerspruch zur hohen Anzahl an Personen, die sich Kinder und Familie wünschen.*

26 % der Männer und 15 % der Frauen zwischen 20 und 39 Jahren geben an, keine Kinder zu wollen. Von den Frauen zwischen 15 und 39 Jahren wünschen sich in Deutschland circa 10 % ein Kind, 36 % zwei Kinder und 20 % drei oder mehr Kinder (http://ec.europa.eu/public_opinion/archives/ebs/ebs_253_en.pdf). Die Zunahme derjenigen, die sich keine Kinder wünschen, wird auf einen erwachsenenzentrierten Lebensstil und eine stärkere Berufs- und Karriereorientierung zurückgeführt. Von den Kinderlosen, die sich aktuell Kinder wünschen, gaben in einer Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach zudem 46 % der Befragten zwischen 25 und 39 Jahren an, (noch) nicht den richtigen Partner gefunden zu haben, 26 % führten die Kinderlosigkeit auf berufliche Gründe zurück, 25 % auf finanzielle Schwierigkeiten und

bei 13 % ist bisher trotz Wunsches keine Schwangerschaft eingetreten (Institut für Demoskopie Allensbach, 2007; Peuckert, 2007).

Gemäß den Daten der Shell Jugendstudien der letzten Jahre wünschen sich insbesondere junge Menschen zwischen 12 und 24 Jahren Kinder. Entgegen dem oftmals beschworenen Ende der Familie, das sich etwa auch in Fachartikeln, Monographien und Tagungstiteln spiegelt, steht das Lebenskonzept Familie gerade bei jungen Menschen hoch im Kurs, Tendenz steigend. Während in der Shell Jugendstudie 2002 70 % der jungen Menschen zwischen 12 und 25 Jahren der Aussage „Man braucht um glücklich zu sein eine Familie.“ zustimmte, stieg der Wert in der Folgestudie 2006 auf 72 % und hat in der aktuellen Shell Jugendstudie 2010 mittlerweile 76 % erreicht (Shell Deutschland Holding, 2002; 2006; 2010). Nicht nur die Herkunftsfamilie ist den jungen Menschen sehr wichtig, sondern auch das Zukunftsszenario der Gründung einer eigenen Familie erfreut sich großer Beliebtheit. Gegenwärtig wünschen sich 69 % der jungen Menschen zwischen 12 und 25 Jahren nach der Shell Jugendstudie 2010 eigene Kinder (2006: 62 %); nur 9 % lehnen den Lebensentwurf Familie für sich ab (2006: 6 %), der Rest von 20 % ist noch unentschieden (2006: 32 %) (Shell Deutschland Holding, 2010). Insgesamt wünschen sich hoch qualifizierte Personen ebenso häufig Nachwuchs wie nicht akademisch qualifizierte. Über 80 % der Studierenden thematisieren einen Kinderwunsch; nur 5 % wollen keine Kinder (Cornelißen & Fox, 2007).

Auch im Trendmonitor 2011 benennen 86,7 % der jungen Erwachsenen explizit den Wunsch nach einem/r festen Partner/in (57,2 % in einer Ehe; 33,6 % mit einem/r festen Partner/in ohne Trauschein); 73,4 % wünschen sich ein Zusammenleben mit Partner/in und Kind/ern (48,5 % Ehe mit Kind/ern; 23,1 % Partnerschaft mit Kind/ern; 1,1 % Mehrgenerationenhaushalt; 0,7 % Großfamilie mit mindestens vier Kindern). Nur 2,3 % wünschen sich ein Leben als Single, 0,5 % explizit ein Leben mit Kind/ern ohne Partner/in und nur 0,5 % ein Leben in WG (Zukunftsinstitut GmbH, 2011).

Es bestehen bedeutsame differentielle Unterschiede zwischen den Geschlechtern und zwischen Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund: Weibliche Jugendliche wünschen sich häufiger Kinder (73 %) als männliche Jugendliche (65 %). Jugendliche, die das eigene Zukunftsszenario positiv darstellen, wünschen sich zu 74 % Kinder, solche, die die eigene Zukunft düster sehen, nur zu 50 %. Der Wunsch nach Kindern als bedeutsam für die eigene Zukunft ist dabei in allen Herkunftsschichten der Jugendlichen gewachsen im Vergleich der beiden Studien 2006 und 2010, nämlich beispielsweise in der Unterschicht von 51 % auf 58 %, in der Mittelschicht von 61 % auf 69 % und in der Oberschicht von 62 % auf 71 % (Leven, Quenzel & Hur-

relmann, 2010). 71 % der Befragten wünschen sich nach der Shell Studie 2010 zwei Kinder, 12 % ein Kind und 17 % drei oder mehr Kinder.

Die jungen Mädchen und Frauen der Studie ‚Viele Welten leben‘ (Boos-Nünning & Karakaşođlu, 2006) thematisieren noch häufiger als die Jugendlichen der Shell-Studie oder des Trendmonitors 2011 den Wunsch nach Heirat und Kindern: 97 % möchten heiraten.

Nur 2 % der jungen Migrantinnen der Studie ‚Viele Welten leben‘ möchten keine Kinder haben, 8 % möchten ein Kind, 57 % zwei Kinder, 23 % wünschen sich mindestens drei Kinder und 10 % möchten zwar Kinder, sind sich jedoch noch unsicher, wie viele Kinder sie haben wollen (Boos-Nünning & Karakaşođlu, 2006).

2.1.2 Die Kinderanzahl in Familien als Determinante familiärer Strukturen

Einzelkindertum:

Laut Statistischem Bundesamt lebten 2005 14,4 Millionen minderjährige Kinder in Deutschland. Davon lebten 25 % als Einzelkinder ohne weitere Geschwister im Haushalt, wobei sich diese Zahl jedoch noch aufgrund weiterer Geschwister, die später geboren werden, verkleinert. 48 % der minderjährigen Kinder wuchsen mit einem minder- oder volljährigen Geschwisterkind im Haushalt auf, 19 % mit zwei Geschwistern, 8 % mit mindestens drei Geschwistern (Statistisches Bundesamt 2006c). Zwischen West- und Ostdeutschland divergiert die Anzahl an Geschwistern, mit denen Kinder aufwachsen: 2004 hatten 60 % der ostdeutschen Familien nur ein Kind, während im Westen 28 % der Familien ein Einzelkind hatten (Statistisches Bundesamt, 2004; vgl. auch Mischke, 2009).

Die hohe Anzahl an Einzelkindern stellt in pädagogischer Hinsicht eine dreifache Implikation und damit einen dreifachen Handlungsbedarf dar: Einzelkinder sind stärker auf institutionelle und pädagogisch gestaltete Angebote und Gelegenheitsstrukturen außerhalb der Familie angewiesen, um Begegnungen mit Gleichaltrigen zu erleben. Zudem sind Möglichkeiten des sozialen Lernens zu schaffen, um auszugleichen, dass Einzelkinder keine Möglichkeit besitzen, Aushandlungs- und Selbstbehauptungsprozesse in Interaktion mit Geschwistern zu erfahren. Auf lange Sicht gesehen, führt die Häufigkeit von Einzelkindern zudem zum Wegbrechen des Mesosystems Verwandtschaft und führt in eine Gesellschaft ohne Onkel, Tanten, Cousins und Cousinen (Münchmeier, 2001).

Kinderanzahl pro Familie:

„1996 wie 2004 wuchsen in Deutschland durchschnittlich 1,66 Kinder in einer Familie auf. Während in diesem Zeitraum die durchschnittliche Kinderzahl im Westen von 1,69 auf 1,70 leicht angestiegen ist, sank sie im Osten deutlich von 1,56 auf 1,49 Kinder. Damit wurden die Familien in Ostdeutschland nicht nur immer weniger, sondern – im Durchschnitt – auch immer kleiner.

[...] Hinweise auf die Hintergründe für die veränderten Familiengrößen gibt eine Betrachtung der Familien nach der Anzahl der Kinder. So versorgte über die Hälfte (51 %) der 12,5 Mill. Familien in Deutschland im März 2004 ein lediges Kind im Haushalt. Zwei Kinder wuchsen in 37 % der Familien auf, drei oder mehr Kinder lebten in 12 % der Familien.“ (Statistisches Bundesamt, 2006a, S. 11; vergleiche auch Statistisches Bundesamt, 2010a; 2010b)

Tab. 4: Ledige Kinder in der Familie¹⁾ im Jahr 2005 nach Minder-/Volljährigkeit und Zahl der Geschwister in der Familie (Statistisches Bundesamt 2006c)

Zahl der Geschwister ²⁾	Insgesamt	Minderjährige	Volljährige
Zusammen	20 672 000	14374	6298
mit Geschwistern	14 223 000	10728	3494
mit 1 Geschwister	9 238 000	6816	2422
mit 2 Geschwistern	3 551 000	2773	777
mit 3 und mehr Geschwistern	1 434 000	1139	295
ohne Geschwister	6 449 000	3646	2803

Ergebnisse des Mikrozensus – Bevölkerung (Lebensformenkonzept).

1) Familien: Eltern-Kind-Gemeinschaften (Ehepaare, Lebensgemeinschaften sowie allein erziehende Mütter und Väter) mit ledigen Kindern im Haushalt. Ledige Kinder in der Familie: Minder- und volljährige ledige Personen, die ohne Lebenspartner(in) und ohne eigene Kinder mit mindestens einem Elternteil im Haushalt zusammen leben. Als Kinder gelten dabei – neben leiblichen Kindern – auch Stief-, Adoptiv- und Pflegekinder.

2) Zahl der minder- und volljährigen ledigen Geschwister in der Familie. Abweichungen in den Summen durch Runden der Zahlen.